

den nationalen Deutschen Baerweither ab, so bleibt nichts Nationalales im Ministerium übrig. Zieht man weiter von diesen beiden Liberalen den clericalen Baron Rast ab, so bleibt auch nichts Politisches mehr übrig. Zieht man endlich von diesen drei politischen Menschen die vier Beamtenminister ab, so bleibt — gerade noch der Graf Thun übrig.

Den Absichten des Ministeriums Thun hätte es gewiss am besten entsprochen, wenn seine Mitglieder sämtlich taubstummen wären. Da sie es leider nicht sind, so haben sie, um diesen natürlichen Defect nach Möglichkeit zu verbessern, sich auf das vom Grafen Thun verlesene nichts-sagende Regierungsprogramm geeinigt und beschlossen, in der darüber zu entwickelnden Debatte nichts zu reden. Das kommt ungefähr der Taubstummheit am nächsten. Wie wir aus durchaus unzuverlässiger Quelle erfahren, gedenkt Graf Thun bei der nächsten Gelegenheit, wo er herkömmlichermaßen das Wort ergreifen muß, so zu thun wie Carmen in dem Moment, wo sie vom Sergeanten wegen ihrer Bluttat zur Rede gestellt wird, nämlich zu singen: Lalalalala, Lalalalala. Damit wäre den Parteien vollends jeder Stoff zu langwierigen Reden und Debatten gründlichst entzogen.

Der bisherigen nationalökonomischen Distinction von Feldarbeit und Fabrikarbeit fügte Graf Thun in seinem sogenannten Regierungsprogramm eine neue Kategorie hinzu: die „Staatsarbeit“, worunter er die Bewilligung des Ausgleichs, des Budgets und der sonstigen Regierungswünsche durch die Parlamentarier versteht. Von Feld- und Fabrikarbeit unterscheidet sich, nationalökonomisch definiert, die Staatsarbeit dadurch, daß, während bei der Feld- und Fabrikarbeit die Arbeitenden schwitzen, bei der Staatsarbeit umgekehrt gerade diejenigen schwitzen müssen, für welche die Arbeiter (die Parlamentarier) arbeiten, nämlich die Wähler.

„Im Namen Oesterreichs“ wendete sich Graf Thun vertrauensvoll an die Parteien. Der Name „Oesterreich“ ist aber bekanntlich, mit besonderer Rücksicht auf die föderalistischen Parteien, zu denen Graf Thun gehört, seit 1867 aus den Gesetzen vertilgt worden. Graf Thun muß „im Namen der im Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder“ sprechen, wenn er sich gefällig correct ausdrücken will.

Daß die polnischen Schlachzigen von jeher ausgleichsfreundlich waren und sind, brauchte uns nicht erst Herr v. Jaworski zu versichern. Die polnischen Schlachzigen gehen in ihrem Patriotismus so weit, ihre Ausgleichsfreundlichkeit auch in ihr Privatleben zu übertragen. Zahlreiche Gläubiger polnischer Schlachzigen haben diese allgemeine Ausgleichsfreundlichkeit der Schlachta selbst unter 30 Procent schon erfahren.

Herr von Jaworski hat auch versichert, daß die Schlachzigen bereit sind, „dem Staate zu geben, was des Staates ist“. Darnach muß man wohl annehmen, daß, nach Ansicht der Schlachzigen, die Steuern nicht dem Staate gehören. Sonst wären die unter ihnen üblichen Steuerbefreiungen absolut unerklärlich.

Um der Aufforderung des Grafen Thun nach Milderung der nationalen Gegensätze zu entsprechen, haben sich die Abg. Dr. Herold und Dr. Zurfkan entschlossen, eine neue, rein wirtschaftliche Partei zu gründen. Einziger Programmpunkt ist: Die Abschaffung des Wuchergesetzes.

Die deutschfortschrittlichen Abgeordneten haben interpelliert, ob Finanzminister Dr. Kaizl den Eid auf die Staatsgrundgesetze ohne Vorbehalt abgelegt hat. Warum denn nicht? Nach dem Gesetz haben die Minister die „unverbrüchliche Beobachtung der Staatsgrundgesetze“ zu beschwören. Da nach Ansicht des Herrn Dr. Kaizl die Staatsgrundgesetze vom Jahre 1867 nicht zu Recht bestehen, dagegen die „vernewerte Landesordnung“ vom Jahre 1867 das eigentliche Staatsgrundgesetz ist, das noch in Geltung steht, kann sich sein Minister eid selbstverständlich nur auf diese „vernewerte Landesordnung“ bezogen haben, und gegen diese brauchte er als Zungezacke doch wahrlich keinen Vorbehalt.

Volkswirtschaftliches.

Das Wiener Gasanlehen hat keinen Emissionserfolg gehabt. Im Ausland war das Interesse gering und in Wien ist von der verhältnismäßig kleinen Anleihe summe so wenig subscribiert worden, daß, um den Mißerfolg nicht gar zu grell erscheinen zu lassen, in letzter Stunde auswärtige Anmeldungen hieher überwiesen wurden. Es gibt nicht mehr viele vierprocentige steuerfreie, zehn Jahre unconvertierbare Papiere im Coursblatt, welche zu 99:30 Procent erhältlich wären. Woher kommt also der Mißerfolg? Die liberale Presse jubelt und sagt, niemand traue mehr der Stadt Wien, seitdem die Christlichsocialen die Verwaltung in den Händen haben, nicht einmal die eigenen Parteigenossen. Die Antisemiten wieder werden es sich nicht entgehen lassen, aus diesem Mißerfolg neuerlich Capital für ihre Agitation zu schlagen und zu rufen, daß eben nur die Juden das Geld haben und man ohne deren Hilfe auch keines bekommen könne. Eines ist so falsch wie das andere. Mißtrauen in den Credit der Stadt Wien besteht nicht, wenn man sich auch nicht verhehlt, daß die herrschende Mißwirtschaft in der Communalverwaltung in späteren Jahren ernste Gefahren für den Stadthaushalt mit sich bringen kann. Aber das Capital, das türkische und spanische, argentinische und brasilianische Renten verschlungen hat, würde sich von solchen in weiter Ferne liegenden Möglichkeiten nicht von der Subscription abhalten lassen. Und mit Recht. Ebenso falsch ist es, dem „jüdischen“ Capital die Schuld beizumessen. Zwei Wiener Banken, und nicht die „arischesten“ unter ihnen, haben die Emission mit allen Mitteln, mit der ungewöhnlich hohen Subscriptionssprovision von $\frac{1}{4}$ Procent unterstützt: der Wiener Bankverein und die Anglo-österreichische Bank, ähnlich die Wechselstuben-Aktiengesellschaft „Mercur“. Wenn sich die anderen Banken indifferent und theilweise vielleicht auch ablehnend verhalten haben, so kann doch gewiss nicht von einer allgemeinen Boycottierung seitens der Bankwelt gesprochen werden. Der Hauptgrund des Mißerfolges liegt darin, daß die öffentliche Subscription für fest verzinsliche Titres ohne speculativen Anreiz heute unpopulär ist. Seit Jahr und Tag bleibt allen solchen Emissionen bei uns der

Erfolg ferne. Der Capitalist hat keine Ursache, an einem bestimmten Tage zu subscribieren, an dem er gerade keine disponiblen Mittel hat oder an dem er nicht weiß, wieviel er zeichnen soll, um die von ihm gewollte Summe zugetheilt zu erhalten, wenn er sicher ist, das Papier zu einem späteren Termin, an dem es ihm besser paßt, zum selben oder einem ähnlichen Cours kaufen zu können. Das ist der Grund, weshalb dieses Anlehen ebenso wie die österreichische und auch die ungarische Investitionsanleihe und vorher die österreichische Goldrente und vieles andere keinen oder nur geringen Subscriptionserfolg hatten. Für solche Werte ist der successive freihändige Verkauf die weitaus billigere und bessere Emissionsform. Diese Ursache wird man in der Presse vergebens suchen, zum Theil wohl, weil sie den Mißerfolg zu parteitaktischen Zwecken auszunützen strebt, vor allem aber, weil mit dem Wegfallen der öffentlichen Subscription auch die hohen Inseratengebühren wegfielen. Und die sind ihnen wichtig. Das weiß auch die „Deutsche Zeitung“, welche aus dem Subscriptionsergebnis den Beweis deducieren will, daß die Commune recht that, sich an ein Bankenconfortium mit der Begebung des Anlehens zu wenden, und daß die directe öffentliche Subscription für Rechnung der Commune auch ein Mißerfolg gewesen wäre. Sie verschweigt dabei nur, daß die Commune das Anlehen zu 98 Procent, dem Begebungscours an die Deutsche Bank, dem Publicum hätte anbieten können, statt zu 99:30 Procent, und daß zu diesem Preise sich viel mehr Zeichner gefunden hätten. Es wäre übrigens gar kein Malheur gewesen, wenn die Commune nur einen Theil des Anlehens sofort und den Rest successive losgeworden wäre. Dr. Ueuer hätte dann dasselbe erreicht, und er wäre in der Tramwayfrage völlig frei geblieben, was er heute trotz allen Ablehnungen nicht oder nur scheinbar ist.

Kunst und Leben.

Die Premieren der Woche. Paris. Théâtre des Escholiers, „Pygmalion et Daphné“ von Gabriel Travière; „Le Cercle vicieux“ von Jules Chancel; Odéon, „La double Méprise“, nach Calderon, von Victor Marguerite. Berlin. Berliner Theater. Gastspiel der Tina di Lorenzo: „Die Ehre“ von Sudermann; Belle-Alliance-theater, „Der rechte Schlüssel“.

Der neue Director des Burgtheaters hat mit einem Schauspiel von J. S. David, „Neigung“, debütiert. Dies ist ein Stück mit Edelmut, Cassendiebstahl und Fenstersturz, das nach Motiven nicht fragt und sich bei keiner Psychologie aufhält, sondern resolut zu den rohesten Effecten geht, ein Philippi, der wienerisch thut. In unser Burgtheater gehört es nicht, doch hätte es in einer halbwegs anständigen Darstellung wirken können. Aber diese Darstellung! Man wurde an den letzten Scherz der Schauspielers im Circus erinnert, wo der Hauptpaß darin bestand, daß jeder gerade das that, was er gewiss nicht kann. So war hier auf eine teuflisch raffinierte Art jede Rolle gerade dem zugetheilt, dessen ganze Natur sich ihren Anforderungen widersetzt. Herr Zeska mußte sich zu einer Rolle bequemen, die, unliebenswürdig und hart, wie für Herrn Devrient eigens geschrieben scheint; dafür verlor Herr Devrient eine Rolle, die, unelegant, aber herzlich, dem Herrn Zeska gehört. Die Grete, die dem Fräulein Medelsky liegt, wurde von einer unglücklichen Clewin gemimt und Fräulein Medelsky mißte sich kläglich mit der Polbi ab, die nach der Sandrock schreit. Von Herrn Lewinsky und Fräulein Schöningen gar nicht zu reden; das würde man sich in keinem Vorstadtheater gefallen lassen. In diesem Ensemble lernt man Frau Kallina und Herrn Witte bewundern.

Im Deutschen Volkstheater hat „Robinsons Eiland“ von Ludwig Fulda sehr gefallen. Der Frankfurter Banquier spielt da auf seine Art mit einer hübschen Idee. Von den Darstellern ist vor allen Herr Kramer zu nennen, der immer einfacher, immer natürlischer, immer sicherer wird und sein frohes Wesen auf das Schönste bündigen lernt; die Herren Throlt, Giampietro und Wallner, die Damen Ketty und Kalmar schließen sich an, Herr Franz wirkt in einer Episode sehr.

Das Carltheater hat die „Hedda Gabler“ gegeben. Es war nicht schön. In einem außerordentlichen, ja genialischen Aufsatz hat Hevesi neulich gezeigt, wie in den Ibsen'schen Menschen die alten Wikinger noch lebendig sind. Das Unheimliche seiner Stücke ist nun, daß sich diese ungeheuren alten Instincte in die heutigen kleinen Zustände strecken sollen. Der Regisseur muß uns also das Kleine der jetzigen nordischen Welt, der Schauspieler muß uns jene Wildheit geben, die sich nicht ducken will. Beides wurde im Carltheater versäumt. Fräulein Niechers scheint Routine und Verstand zu haben, Leidenschaft hat sie nicht. Herr Klein traute sich nicht recht, seinen Dämon loszulassen. Herr Neusch machte aus dem Philister einen Junker. Die Leute lachten und zischten. So feiern wir die großen Männer.

Raimundtheater: „Auf der Brautfahrt“, ein sogenanntes Lustspiel von Lubliner. Jedes kritische Wort überflüssig. Gleich nach dem ersten Act wurde geizigt. Später gewöhnliche man sich, scheint es, einigermaßen an die — in dieser Form wenigstens — doch schon aus der Mode gekommenen Thorheiten. Die Mehrzahl des Publicums blieb nämlich bis zum dritten Act im Theater; so lange hab' ich es kontrolliert. Die Schauspieler hatten Talent genug, ihre unmöglichen Rollen wegzuwürfen